

Zeitschrift: Frauenbestrebungen
Herausgeber: Union für Frauenbestrebungen (Zürich)
Band: - (1916)
Heft: 1

Artikel: Eine Frau und ein Werk
Autor: C.R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-326242>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Namen des leidenden Europa, um der Zukunft unserer Rasse willen, im Andenken an das Kind zu Bethlehem, den Friedefürsten, rufen wir die Völker auf, diesem Kriege und allem Kriege für immer ein Ende zu machen.

(Labour Leader.)

Das Amt der Frau.

(Korresp. aus Berlin.)

Die Welt gleicht augenblicklich einem winterlichen Acker, von keiner vorsorglichen Hand bestellt. Die Pfugschar der allgemeinen Menschenliebe hat seine Schollen nicht gelockert, in seine Furchen ist der Samen der gegenseitigen Verständigung und Hilfsbereitschaft nicht gesät. Brach liegt er da wie in ein Leinentuch geschlagen, und alle Keime des Holden, Freudevollen, die einst in ihm erblühten, scheinen auf immerdar zerstört. Und trotzdem kann, was sich als Tod geberdet, nichts anderes als ein Starrkampf sein; regen sich doch noch immer in dem Körper der Nationen leise Herzenstöne brüderlicher Einigkeit. Da ist der russische Gefangene, der, im Hause seines Arbeitgebers auf dem Lande heimisch, dem aus dem Krieg zurückkehrenden Sohn die Hand entgegenstreckt: Nun, Kamerad, bringst Du den Frieden? Da schreibt das Kind aus Frankreich an das deutsche, wie es dessen Vater nicht als Feind betrachtet und nur die Güte des Menschen in ihm kennt. Da teilt der deutsche Landwehrmann sein Brot mit dem Erschöpften, den er im Kampfe eben überwunden hat. So mögen, wie unter tiefem Schnee die ersten blassen Sterne, so manche Knospen unversehrter Nächstenliebe unter der feindseligen Kälte blühen. Sie zu entdecken und zu einem Strauss zu binden, der seinen Duft in den Missgeruch des Hasses streut ... dieses Amt sei den Frauen zugewiesen; und sie sollten, ehe sie das Werk beginnen, sich geloben, auch einander nicht mehr zu befehlen, einander in den Nöten ihrer Seele beizustehen. Die Frauen aller Stände, aller Stimmungen und aller Nationalitäten; die Gebrochenen, Vergrämten, solche, die ihrem Schicksal noch bangend in die Augen sehen, und solche, deren liebste Menschen ausserhalb der mörderischen Kämpfe bleiben. Der Natur innig verbunden und ihrer Mütterlichkeit anverwandt, sind sie dazu berufen, den in Hass vereisten Völkerboden mit den Sonnenblicken ihrer Liebe zu durchglühen; über seine blutstarrende Oberfläche soll ihr inbrünstiger Willen zur Versöhnung wie eine grosse warme Welle gehen. Mag man ihren Wunsch phantastisch schelten und verstiegen; sie stellen Gefühl gegen Gefühl, ursprüngliche Liebe gegen künstlich angefachten Hass. Vom Zweck gelöst, müssen sie zusammenhalten, ihre Ohnmacht, dem Tun des Mannes gegenüber, unbedenkend und dennoch einem hohen Ideal verknüpft. Jedes Atom von Hass in Liebe umgewandelt, kann es die ersehnte Eintracht nicht um ein Sekundenbruchteil näher bringen? Den Augenblick, in dem die finstere Mystik, die hinter der Grausamkeit des Krieges brütet, weicht und heller Glockenton die frohe Botschaft kündet:

Friede sei auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Auguste Hauschner.

Eine Frau und ein Werk.

Am 27. Dezember feierte in aller Stille eine Frau ihren 70. Geburtstag, die, obwohl sie keine Führerin der Frauenbewegung ist, doch die Frauensache gefördert hat wie wenige: Frau S. Orelli, die Begründerin und geistige Leiterin der alkoholfreien Wirtschaften Zürichs. Wir wissen, wie sehr es ihrer bescheidenen Art widerstrebt, sich selbst in den Vordergrund gestellt zu sehen, und wir wollen darum so wenig als

möglich von dem reden, was ihre Persönlichkeit für eine Bedeutung für uns Frauen hat. Die Versuchung wäre zwar gross, auf ihre Tatkraft, ihre Umsicht, ihre Verstandesklarheit und geschäftliche Tüchtigkeit, verbunden mit einer seltenen Grossherzigkeit und Kühnheit im Erfassen neuer Aufgaben, hinzuweisen und zu sagen: Solche Frauen haben wir; glaubt ihr nicht, dass sie der Gleichberechtigung mit dem Manne würdig wären? Die Versuchung wäre auch gross, einmal öffentlich die Bewunderung auszusprechen, die das Wesen und Wirken dieser Frau einem abnötigt, so oft man mit ihr oder ihrem Werke in Berührung kommt. Aber wir wollen es uns versagen, und nur von dem Segen reden, der von ihrem Werke ausgegangen ist. Unendlich wäre der Zug der Menschen, in deren Leben die Lebensarbeit dieser Frau hineinspielt. Wir denken an die Studenten und Studentinnen, an die Kaufleute und Ladenangestellten, an die Arbeiter, die in den sauberen und freundlichen Räumen der alkoholfreien Wirtschaften ihre Mahlzeiten einnehmen können zu billigem Preis und ohne den Zwang, dem billigen Mittagstisch und dem Wirt zu lieb, ja ohne die Versuchung, sich selbst zu lieb oder zu leid, die Speisen mit Wein oder Bier hinunterzuschwemmen. Wir denken an die Mütter und Kinder, die an schulfreien Nachmittagen im Kurhaus auf dem Zürichberg ihr Vesperbrot nehmen, an die Familien, die auf dem sonntäglichen Spaziergang dort Einkehr halten, an die Feriengäste, die zu bescheidenem Preise in den hohen hellen Räumen des Kurhauses gastliche Unterkunft und in dem nahen Wald Ruhe und Erquickung finden. Was aber schon heute und je länger je mehr all diese Einrichtungen indirekt bedeuten für die Hebung der Volksgesundheit und der Volkssitte, das lässt sich erst recht nicht messen und zählen. Und, was noch wenig beachtet wird und doch volkswirtschaftlich von grosser Wichtigkeit wäre, das ist die Tatsache, dass wir hier ein Werk haben, das auf durchaus sicherer geschäftlicher Grundlage ruht, sich selbst erhält und dennoch kein kapitalistisches Unternehmen ist. Der Gewinn wird nur zum weiteren Ausbau des Werkes und zur Verbreitung des ihm zu Grunde liegenden Gedankens verwendet.

Aber ausser dieser Bedeutung für das Volksganze hat das Werk noch seine eigene Bedeutung für die Frau im Besondern. Einmal wird die Stellung der Frau sicher ganz wesentlich mitbeeinflusst durch die allgemeine Gesundung der Volkssitten, zu der diese alkoholfreien Wirtschaften beitragen. Diese bieten aber auch einem immer grössern Kreis von Frauen und Mädchen ein schönes und reiches Betätigungsfeld, wo sie, sei es als Angestellte, sei es als Leiterinnen, in mehr dienender oder mehr führender Stellung, eine ihren Frauenfähigkeiten besonders angepasste Arbeit verrichten, ihr Brot verdienen und zugleich an einem grossen Werke teilhaben können. — Und wie vielen Frauen hat das Werk nicht schon Gelegenheit gegeben, ihre freie Zeit und ihre besondere Begabung zum Nutzen der Allgemeinheit zu verwenden! Das sehen wir, wenn wir die Zahl der Frauen überschauen, die mit Frau Orelli zusammen das Werk ausgebaut haben und unter denen Einzelne eine Schaffenskraft, Geschäftskenntnis und ein Führertalent entwickelt haben, die brach liegen zu lassen für sie selbst und für die Allgemeinheit ein Verlust bedeutet hätte.

Gewiss weist auch dieses Werk Unvollkommenheiten auf; uns kommt es heute nicht auf Einzelheiten an, sondern auf den Geist, aus dem heraus es geboren wurde, der in ihm walitet, und der uns besonders deutlich entgegentritt in der Frau, der wir heute diesen bescheidenen Dank entgegenbringen möchten für das, was sie für uns geleistet hat.

Das, was wir der Jubilarin wünschen, möchten wir in den einen Wunsch zusammenfassen: dass etwas von dem Segen, der von ihrem Werk ausging, auf sie zurückströmen möge, und dass etwas von dem Sonnenschein, den dieses Werk in das

Leben so vieler hineingebracht hat, ihren Lebensabend vergolden möge.

Uns selbst möchten wir wünschen, dass sie uns und ihrem Werk noch lange erhalten und dass ihr Geist stets in ihm lebendig bleiben möge.

C. R.

Der Kampf ums Frauenstimmrecht in den Vereinigten Staaten.

In vier Staaten, New Jersey, New York, Pennsylvania und Massachusetts, hatten sich kürzlich die Stimmberchtigten über eine Verfassungsänderung auszusprechen, die die Einführung des Frauenstimmrechts ermöglicht hätte, und in allen 4 Staaten wurde die Neuerung, z. T. mit beträchtlichem Mehr, abgelehnt. Nach vorliegenden Berichten ist es wieder wie schon oft das Alkoholkapital gewesen, das mit allen Mitteln — und nicht immer einwandfreien — gegen das Frauenstimmrecht ankämpfte. Dass die Frauen durch dieses negative Resultat nicht entmutigt, sondern zu neuem Kampf entschlossen sind, klingt aus allen Berichten. Von einer hohen Warte aus beurteilt Mrs. Chapman Catt die Sachlage:

„Vielleicht war es besser, dass wir unterlagen. Vielleicht bereitete eine göttliche Macht einen grössern Kampf vor, als wir mit unserm beschränkten Verstände erdenken konnten. Vielleicht wurden wir diesmal geschlagen, damit wir noch besser die bösen Kräfte erkennen, die unser Land dem Ruin entgegenführen. Vielleicht, wenn wir Frauen dies Jahr das Stimmrecht gewonnen hätten, hätten wir uns blindlings in die Politik gestürzt und bei politischen Parteien antichambriert, die wir nicht verstehen, und vielleicht hätte es Jahre gebraucht, bis wir diese grössere Einsicht erlangt hätten, die ein neuer Kampf uns bringen wird. Vielleicht wurden wir zurückgehalten, um in einem oder zwei Jahren einen desto herrlicheren Sieg davonzutragen.“

Die Entstehung des schweizerischen Staates und die Entwicklung des eidgenössischen Staatsgedankens.

Die von zürcherischen Frauenvereinen veranstalteten Vorträge über volkswirtschaftliche Probleme und ihre historischen Grundlagen haben mit dem Vortrag Herrn Dr. Gagliardis über „Die Entstehung des schweizerischen Staates und die Entwicklung des eidgenössischen Staatsgedankens“ am 7. Dezember einen sehr guten Anfang genommen. Die zahlreich erschienene Zuhörerschaft war ein Beweis dafür, dass die Gelegenheit zur Erweiterung und Vertiefung ihrer geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Kenntnisse einem lebhaft empfundenen Bedürfnis der Frauenwelt entgegenkommt, und der Vortrag selbst dürfte wohl dem, was die Veranstalter der Vorträge bezeichneten, durchaus entsprochen haben. Es war selbstverständlich dem Vortragenden nicht möglich, in einer kurzen Stunde eine auch noch so knappe chronologische Übersicht über die äusseren Geschehnisse der Geschichte unseres Landes zu geben; was er geben konnte und gab, war wichtiger: ein Herausarbeiten einiger unserem Staatswesen zu Grunde liegenden Hauptgedanken und deren Beziehungen zu den historischen Ereignissen in- und ausserhalb unseres Landes.

Der Vortragende wies darauf hin, wie das Nationalitätsbewusstsein mit Ausbruch des Krieges nicht nur in den kriegsführenden Ländern eine Stärkung erfahren, sondern wie es auch in den neutralen Ländern sich seither ganz wesentlich gehoben habe. Wir in der Schweiz — führte er weiter aus — haben ganz besondere Anlass, uns mit unserer Geschichte zu befassen, da uns eigentlich nicht das Nationalbewusstsein zusammenbinden kann; wir sind aus verschiedenen Nationali-

tätsplättern zusammengesetzt; auf dem kleinen Raum drängen sich drei bis vier Sprachenfamilien zusammen. Was ist es denn, das uns zusammenhält, uns daran hindert, einem der grossen Nachbarstaaten anheimzufallen? Was die deutsche Schweiz von ihren nördlichen Nachbarstaaten losgelöst hat, ist der demokratische Staatsgedanke; was unsere welschen Mitgenossen von Frankreich trennt, ist vor allem der Calvinismus. Es ist kaum anzunehmen, dass die führende Stadt der Westschweiz, Genf, auf die Dauer der werbenden Kraft Frankreichs standgehalten hätte, wenn nicht die gewaltige Geistesströmung, die von Calvin auf sie ausging, ihr eine so eigenartige Richtung gegeben hätte, dass sie sich mit den schweizerischen republikanischen Volksgenossen eben trotz des Unterschieds der Sprache doch näher verwandt fühlte als mit dem monarchischen katholischen Frankreich. — Die schweizerische Eidgenossenschaft selbst war nichts weniger als eine bewusste Schöpfung. Die Männer, die sich 1291 zum ersten Bündnis zusammenschlossen, waren durchaus keine bewussten Staatengründer. Was sie wollten, war einzig die Sicherung ihrer inneren Unabhängigkeit, der Selbstverwaltung. Sie wollten keinem fremden Richter untertan sein. Das allein war aber noch nichts Besonderes. Hunderte von deutschen Reichsstädten genossen diese Freiheit. Das Eigenartige war hier, dass es Bauern waren, die sich zusammenschlossen, und das vor allem unterscheidende Merkmal, dass sie es verstanden, sich allmählig ähnliche Gebilde anzugliedern und so ihren Bund beständig zu erweitern. Dabei darf man sich aber keineswegs vorstellen, dass diese Bundesgenossen von Anfang an und allezeit von einem gemeinsamen vaterländischen Gedanken oder auch nur gemeinsamen politischen Zielen geleitet worden wären. Zürich betrachtete seinen Anschluss an die Waldstätte zunächst als ein vorübergehendes Bündnis und liess sich durch dasselbe nicht daran hindern, in der Politik seine eigenen Wege zu gehen. Bern nahm am Sempacherkrieg nicht teil und verhielt sich während des Schwabenkrieges lange zögernd, bis der Erfolg der Eidgenossen es dann auf ihre Seite führte. Aber was diese Bundesgenossen immer mehr zusammenkittete und von ihren Stammesverwandten von jenseits des Bodensees absonderte, das war, wie schon gesagt, ihre ähnliche innerpolitische Stellung, der demokratische Gedanke, der ihrem Staatswesen zu Grunde lag.

Die Glaubensspaltung, die die Reformation auch in dieses Staatengebilde brachte, bedeutete einerseits eine schwere Hemmung in der Weiterentwicklung, die sich darin ausdrückt, dass Gebietserweiterungen nur noch im Westen stattfanden und das dank der Bernerpolitik, die eine merkwürdige Verbindung von territorialen und religiösen Eroberungen darstellt. Die innere Entwicklung war vollständig gelähmt. Anderseits aber hatte dieser innere Hader den Vorteil, dass die Eidgenossenschaft dadurch aus den europäischen Händeln ausgeschieden wurde. Die grossen Welthändel trugen nun alle mehr oder weniger konfessionellen Charakter; wohl war da die Versuchung gross, sich je nach Sympathie oder Antipathie einzumischen, aber weil die Sympathien und Antipathien im eigenen Lande so klaffend auseinandergingen, hätte ein Anschluss an die eine oder die andere Macht sofort ein Auseinanderfallen des eigenen Staates zur Folge gehabt. So wurde denn trotz gelegentlichen Liebäugelns mit der einen oder andern Partei und trotz gelegentlicher Neutralitätsverletzung der kriegsführenden Mächte der Gedanke der Neutralität immer mehr gefestigt und am Schlusse des dreissigjährigen Krieges im Frieden zu Münster und Osnabrück durch die Unabhängigkeitserklärung der Schweiz auch von aussen her gesichert. Dieser Neutralitätsgedanke ist ein drittes uns wesentlich von unseren Nachbarstaaten unterscheidendes Merkmal.

Leider aber hatte zu gleicher Zeit ein anderer schweizerischer Grundgedanke, der Grundsatz der Demokratie an Kraft